

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

REINHOLD SCHNEIDER

Der Friede der Welt

Mit freundlicher Genehmigung des Autors wie des Verlages veröffentlichen wir im folgenden die Ansprache von Reinhold Schneider anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 23. September 1956 in Frankfurt/Main. Die Rede wurde zunächst im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, Frankfurter Ausgabe, 2. Oktober 1956, 12. Jahrgang, Nr. 79, veröffentlicht.

Indem ich für die hohe Ehre danke, die mir der deutsche Buchhandel erweist, möchte ich an die Worte erinnern, die Albert Schweitzer an dieser Stelle vor fünf Jahren gesprochen hat. Er sagte, man könne diesen Preis nur als neue Verpflichtung entgegennehmen. Denn niemand werde von sich behaupten wollen, daß er genug für den Frieden getan habe. Gewiß, es kann ja niemand genug für ihn tun. Und daß bis heute nicht genug für ihn geschehen ist — oder geschehen konnte —, kann niemand bestreiten. Wir leben ja nicht im Frieden, sondern im Waffen-

stillstand. Ich möchte damit die scharfe Unterscheidung anwenden, die Kant gelehrt hat in dem an lügenhaften Vertrags- oder Friedensschlüssen ertragreichen Jahre 1795. Ein Friedensschluß, erklärte er, bedeute, daß zwischen den Vertragsschließenden alle Ursachen zu einem künftigen Kriege, auch die ihnen nicht bekannten, vernichtet seien. Von dieser Definition geleitet, kam er am Ende seiner Schrift zu dem Schluß, daß die Geschichte bisher keinen Friedensschluß gesehen habe, sondern eigentlich nur Waffenstillstände.

Der Zwang des Geschichtlichen

Nun ist das im einzelnen nicht ganz richtig, wohl aber, was den Frieden der Welt angeht. Einzelne Kriegsherde sind ausgebrannt oder für immer gelöscht worden: die zwischen den Schweizer Kantonen, also Zürich und Luzern, zwischen Oldenburg und Bremen, Meiningen und Sachsen-Gotha, den Staaten der USA und südamerikanischen Republiken, den deutschen Bundesstaaten, zwischen England und Schottland, Dänemark und Schweden, Spanien und Portugal und hoffentlich deren noch weit mehr, für immer. Das Ergebnis solcher Friedensschlüsse aber, darin hat Kant recht, besteht zu einem Teil — die Schweiz ausgenommen — darin, daß sich die Mächte zu vergrößern suchten, um nicht behobene Hostilitäten auf ausgedehnteren Schlachtfeldern auszutragen. Ich will auf Urteile verzichten. Man kann in diesem Prozeß einen Zwang des Geschichtlichen sehen, der bisher unüberwindlich war. Ich möchte hier überhaupt nur sprechen von der furchtbaren, fast ausweglosen Not, die die Sache des Friedens heute ihren Verfechtern bereitet, vorausgesetzt, daß sie diese Sache nicht als Devise, nicht in irgendeinem pragmatischen Sinne im Dienste einer Macht oder als fromme, unverbindliche Phrase nehmen, sondern todernst um ihrer selbst und der unteilbaren Welt willen, im Sinne Immanuel Kants und als eine Aufgabe, die, wie er sagt, „nach und nach aufgelöst“ werden muß. Wir sind ja in eine Phase eingetreten, in der Friede nur noch im Sinne Kants als Vernichtung jeder möglichen Kriegsursachen verstanden werden kann: die Gnade dieser Stunde ist, daß eine Bedrohung ohne Beispiel die Welt als ein Ganzes erweist und die Räume, in denen sich Kriege und die ihnen vorausgehenden Experimente abspielen, nicht mehr abgegrenzt werden können. Friede kann nur noch Friede der Welt und Ewiger Friede sein; ist er das nicht, nun so hat Kant, darin Leibniz folgend, sein ironisches Vorwort bereit von dem Schilde eines holländischen Gastwirts, auf dem, über dem Bilde eines Friedhofes, das Wort Ewiger Friede steht. Ausdrücklich meint der Königsberger Philosoph, der den modernen Ausrottungskrieg und den Todeskampf der Erdteile miteinander vorausgesehen hat, damit den „großen Kirchhof der Menschengattung“, um deren Bestand er also ernstlich in Sorge war, nachdem er die Entdeckung gewisser „höllischer Künste“ gemacht hatte, die sich

nicht lange innerhalb der Grenze des Krieges halten, sondern in den Friedenszustand übergehen, und nachdem er sich auch über den Zusammenhang zwischen Krieg und Wirtschaft klargeworden war.

Es handelt sich also um das Existenzproblem der empirischen Welt. Nun ist dem Frieden mit nichts weniger gedient als mit gewissen, wenn auch wohlgemeinten pazifistischen Verheißungen und Programmen, die meinen oder vorgeben: die Regierungen brauchten nur ihre Völker anzuhören und ihren Willen zu tun und die Waffen niederzulegen, dann werde ewiger Friede sein. Daneben aber gibt es einen starken, männlichen, wissenden, mit der Geschichte vertrauten Pazifismus, der eine Auszeichnung europäischer Tradition ist, von Erasmus und Sebastian Franck über Crucé, Penn, Sully, Leibniz, Kant, auch Saint-Pierre und

INHALT DIESER BEILAGE:

- Reinhold Schneider:
„Der Friede der Welt“
Manfred Hausmann:
„Trost im Trostlosen“ (S. 833)
Roland Klaus:
„Nicht gestern, Freund, morgen!“ (S. 836)

Rousseau, und weiter zu Friedrich Wilhelm Förster, zu der Botschaft Hermann Hesses und dem Denken Leopold Zieglers und zu Albert Einstein, und es ist gar nicht einzusehen, warum Europa diese Überlieferung, die eine Ehre seiner Freiheit ist, verleugnen soll. Denn ohne sie erschiene Europa in der Entscheidung über eine brennende Menschheitsfrage nicht frei. Größere Bilder stehen dahinter: Dantes Weltmonarch, der Papa Angelicus des Joachim von Floris und der Spiritualen, die das mittelalterliche Reich krönende, seinen Sinn aussagende Friedensverkündung Kaiser Heinrichs III. im Münster zu Konstanz im Jahre 1043, sein Friedens- und Vergebungsgelöbnis vor dem Kreuze auf dem Felde der Ungarnschlacht an der Raab — er erschien barfuß als büßender Sieger —, endlich der tragische Friedensstaat des Gotenbischofs Ulfilas, der sich nördlich der unteren Donau immerhin erstaunliche Zeit gehalten hat.

Wir sitzen neben dem verunglückten Wagen

Wer sich ernstlich mit den Taten und Lehren solcher Männer und ihren Schriften befaßt, der wird kaum einem den Vorwurf machen können, daß er welt- und geschichtsfremd gewesen sei; nicht einmal ganz wird es für den vielverspotteten Abbé Saint-Pierre zutreffen, der zum mindesten das Verdienst hat, das Problem im achtzehnten Jahrhundert neu aufgeworfen und Rousseau und Kant zur Äußerung herausgefordert zu haben. (Wer den Frieden will in der Geschichtswelt, kann dem Vorwurf der Torheit nicht entgehen. Es ist fast unvermeidlich, daß er in Gesellschaft von Narren gerät. Aber besser auf einem Narrenschiff reisen als auf einem Flugzeugträger.) Nun, der Abbé Saint-Pierre, immerhin Beichtvater des Herzogs von Orléans, Mitglied der Akademie, aus der ihn erst der Zorn Ludwigs XIV. hinausjagte, Teilnehmer am Kongreß zu Utrecht, hatte, wie Kurt von Raumer in seinem wichtigen Buch über den Ewigen Frieden erzählt, um das Jahr 1708 auf einer Reise in Frankreich einen Wagenunfall. Die Achse war gebrochen, und er konnte sich an die Straße setzen und warten und nachdenken: Warum ist die Achse gebrochen? Weil die Straße miserabel ist. Warum ist die Straße miserabel? Weil der König Krieg führt.

Das ist doch eine symbolische Situation. Wir sitzen neben dem verunglückten Wagen. Denken wir wirklich nach? Wir reparieren zu schnell. Und dann rasen wir weiter, auf der miserablen Straße mit der geflickten Achse. Wir müssen uns klar sein, daß der Wagen nur noch einmal verunglücken kann. Und dann tödlich. Eine Aussicht auf den dritten Unfall besteht kaum.

Nun hat es mit den genannten Zeugen des Friedens eine eigentümliche Bewandnis: Dante etwa forderte Kaiser Heinrich VII. auf, erst einmal Florenz zu bestrafen, bevor er die Weltmonarchie vorbereite, Leibniz suchte die kriegerische Kraft europäischer Völker nach außen zu wenden, nach Ägypten oder gegen die Türken, nach Nordamerika, Penn verdankte seine Kolonie den kriegerischen Verdiensten seines Vaters, des Admirals, der die Holländer schlug. Kant bestritt es keineswegs, daß der Krieg an der Ausbreitung der Kultur einen bedeutenden Anteil hat; ja, er gestand, immer in seinem leise ironischen Ton, der Krieg scheine auf die menschliche Natur gepfropft zu sein und sogar als etwas Edles. Ein so radikaler Antimilitarist wie Albert Einstein antwortete einem ihn befragenden jungen belgischen Pazifisten, es verstehe sich von selbst, daß sie ihr Land, wenn es überfallen werde, verteidigen müßten. Tolstoi, den wir in diesem Zusammenhang nicht vergessen dürfen, legte einem jungen Pilger das Ja oder Nein auf sein eigenes Gewissen. Dostojewskij hat in der ganzen Sache vielleicht das tiefste Wort gesprochen, nämlich, daß nicht der sich als stark erweise, der Blut vergieße, sondern der, dessen Blut vergossen werde. Das sei das Gesetz des Blutes auf Erden. Aber die ganze Wertwelt Dostojewskijs, eine radikalere Umwertung als die von Nietzsche erstrebte, ist, nach allem Anschein, entschwunden, jedenfalls ohne jegliche erkennbare Auswirkung; und seine Prophetie schwebt in den Wolken. Aber auch der Prophet des russischen „neuen Wortes“ an die Welt hat den russisch-türkischen Krieg des Jahres 1877 als eine heilige Sache leidenschaftlich bejaht. Er konnte es Tolstoi nicht verzeihen, daß er diesen Krieg, von dem er selber die Wiedergeburt des Slawentums erwartete, verwarf, weil er nicht eine Sache des russischen Volkes sei. Doch auch Tolstoi stellte den echten Soldaten, den er ja kannte, über den Heuchler und ließ das Nein an der Waffe nur gelten als personale Fatalität.

Krieg und Frieden sind auf eine wahrhaft tragische Weise ineinander verschlungen, und ohne den Einsatz für den Krieg ist der Gang menschlichen Forschens und Denkens unbegreiflich. Ich möchte erinnern an die Statue der heiligen Felicitas in Lüdinghausen: als Beschützerin ihrer sieben Söhne stützt sie sich mit der Rechten auf das Schwert; in der Linken hält sie den Palmzweig. Auch dient niemand dem Frieden durch Beleidigung oder Herabsetzung des Soldaten. Ich liebe und verehere die großen Feldherren, die ihren Namen wirklich verdienen; den portugiesischen Kronfeldherrn Num'Alvares, der seine Tradition behauptete und dann, nachdem seine Tat getan war, ein Kloster baute in Lissabon; und ebenso teuer ist mir spanischer Rittersinn und Wagemut, sind mir die schwedischen Feldherrnkönige und Marschälle, Turenne, Prinz Eugen, Clausewitz, der Graf zur Lippe, Friedrich, Scharnhorst, Radetzky, Molt-

ke, Schlieffen. Höhere Ehre vielleicht gebührt dem Namenlosen, dem unbekanntem Soldaten, der die Schuld dieser Welt mitgetragen und Blut vergossen hat und dessen Blut wieder vergossen worden ist: das Opfer der Geschichte, das keinen Ausweg fand. Mit dem Generaloberst Beck aber erscheint eine neue Gestalt: der Feldherr, von dem ein unverantwortbarer Befehl verlangt wird; dem sein Gewissen befiehlt, auch die Ehre zu opfern. Er steht nicht allein, sondern für eine Gruppe edler Männer, die in den bisher gültig gewesenen Ehrbegriffen erzogen worden waren. In einer ganz bestimmten Situation mußten sie erkennen, daß die Pflicht nicht mehr heilig, der Sieg nicht mehr Ruhm, der Befehl nicht mehr gültig war; daß die Darstellung äußerster Freiheit von ihnen gefordert wurde. Die höchste Freiheit des Menschen aber ist die: sich zu opfern. Wohl denen, die glaubten! Sie gehorchten verheißungsvoller Notwendigkeit. Sollte man aber die nicht noch mehr bewundern, die nicht glaubten; die nur das Gesetz hatten in ihrer Brust, das Preußentum Immanuel Kants?

Wer wollte denn ernstlich griechische Kultur verstehen können ohne Angriff und Abwehr der Perser und die heillosen Bürgerkriege; wer die Römer unter der Verleugnung Cäsars, des Pompejus, des ungeheuren Kampfes mit östlichen Völkern, der unserer Kultur Thema und Inhalt gegeben hat bis zu diesem Tag; wer sollte wünschen, daß Karl Martell und Karl der Große und Otto I., Heinrich der Fromme nicht geboren worden, daß Wien nicht verteidigt worden wäre? Wer verzichtet auf die Ara Ludwigs XIV., den ehernen und zugleich betörenden Versklang ihrer Tragiker, dessen Resonanz Ludwigs Kriege sind, wer auf die Tragödie zwischen Kaiser und Papst, in der letzte Menschheitsfragen dramatisch gegeneinanderstanden, — wer auf den Hohenfriedberger Marsch? Zu unserem großen Unglück gehören die terribles simplificateurs. Europa verdankt seinen Feinden fast ebensoviel als eigener Kraft. Was die Türken wider ihren Willen zur Erweckung und Festigung europäischen Bewußtseins und Gemeinschaftsgefühls getan haben, ist kaum zu ermessen. Mit den Arabern steht es kaum anders. Übrigens verhält es sich mit dem Schriftsteller an seiner bescheidenen Stelle ähnlich, sofern er, was ja nicht immer der Fall ist, sich als soziale Existenz empfindet und der Öffentlichkeit gegenüber ein Gewissen hat: er verdankt nächst seinen Freunden seinen Feinden das Beste, und ich möchte nicht vergessen, auch diesen Dank abzustatten.

Mit all dem möchte ich sagen, daß der Verfechter des Friedens einer Geschichte, einer Kultur, einer Leistung gegenübersteht, die ihm durchaus widersprechen. Die zum Frieden strebende Tradition, von der ich zuerst sprach, und die kriegerische sind gar nicht auseinanderzuwirren. Aus dieser Verstrickung folgt namenloses Leid, und dennoch Größe und eben: Europa: das heißt, die Welt, die wir lieben, das Klima, außerhalb dessen wir nicht atmen können. In Europa stellte sich bisher dar: der Mensch zwischen unvereinbaren Forderungen, der Mensch, der sich immerfort anrichtet und zerstört und in dieser Zerstörung wissender, böser, verwegener, europäischer wird: ein tragisches Phänomen.

Es ist durchaus zu verstehen, daß sich der Lebensinhalt der heute lebenden europäischen Generation auf die Spannung zwischen Westen und Osten zusammenzieht; das ist ein uraltes Motiv, und vor hundert Jahren etwa hat ihm Mommsen prophezeit, daß es ebensoviel Zukunft vor sich habe wie hinter sich Vergangenheit. Europa aber wird sich, wie ein jeder Kulturzusammenhang, eine jede große geistig-geschichtliche Form, nur behaupten aus dem Ganzen seines Wesens, seiner Existenz. Die zweite Komponente ist im Augenblick fast aus unserem Bewußtsein geschwunden; ich meine die Spannung zwischen Norden und Süden, die sich in den Zügen Karls des Großen nach Katalonien, der Normannen nach Byzanz und Sizilien, im Kampfe zwischen Kaiser und Papst ausgetragen hat. Innozenz III. erbebtet noch vor dem Sturm aus Mitternacht, der Macht Heinrichs VI. und Gustav Adolf war der selbst den Papst schreckende Löwe aus Mitternacht. Die Mittelmeerkultur fühlte sich vom Norden wie von der Vernichtung bedroht. Natürlich haben wir es in diesem Zusammenhang nicht mehr mit kriegerischen Aufgaben zu tun; aber etwas ist doch geblieben: Kant und Thomas von Aquin oder gar Bonaventura, Kierkegaard und die spanische Mystik, Wittenberg und Rom und Genf. Das ist ein unschätzbare, unvergängliches Erbe.

Europa besteht nicht allein in der Defension, in der Abwehr des Ostens; es trägt die Fülle fruchtbarer Konflikte in sich selbst; und wenn es dieser nicht bewußt bleibt, wird es die Kraft seiner Existenz in der Geschichte nicht vollziehen. Und wie soll es sich dann behaupten? Man kann Europa ganz anders sehn. Ich denke nicht daran, andere Perspektiven zu bestreiten. Für mich, von dem Sie ja wohl nicht mehr als ein Bekenntnis erwarten, hat es die Gestalt des Kreuzes.

Die zwei Strömungen aber, geistiger, geschichtlicher Kräfte — nicht wir haben das so gefügt —, kreuzen sich in Deutschland; man könnte, wenn man es wagen wollte, einen geographischen Ort suchen, sagen: in der Gegend der Wartburg, wo die Heilige aus Ungarn ihr verzehrendes Liebeswerk übte und Martin Luther sich dem Teufel stellte und dem deutschen Wort. Nicht weit davon, in Hochheim bei Gotha, ist Meister Eckhart geboren worden, und von Eisenach und Weimar brauche ich nicht zu sprechen. Dieser immense Gehalt muß sich doch noch auf irgendeine Weise existentiell in der Geschichte vollziehen lassen — sonst ist ja die Felge aus dem Rad geschleudert und die Achse gebrochen. Mit nationalen Präntentionen hat das nichts zu tun. Es sind nur noch existentielle. Wenn man von einem Volke einen neuen Einsatz verlangt, so muß man ihm ein Bild geben, das es führt, was auch vorausgegangen sein mag. Die meisten westeuropäischen Völker haben noch solche Bilder kontinuierender Geschichte. Wie weit sie berechtigt sind, kann und darf ich nicht entscheiden. Das deutsche Volk aber hat, so weit ich sehe, und es ist ja sehr schwer, Zerrissenes zu übersehen, ein solches Bild nicht mehr. Was soll denn nun den schlichten Mann, der Blut vergießt und dessen Blut vergossen werden wird, begeistern? Für ihn ist doch Europa, das wir inständig ersehnen, noch gar nicht da.

Ein Schriftsteller kann sich nicht damit abfinden, daß er nur für einen Teil seines Volkes, die Hälfte oder zwei Drittel, schreiben kann. Natürlich denkt er nicht daran, daß alle ihn lesen. Aber er möchte doch aus allen den und jenen erreichen, dem er vielleicht etwas sagen kann. Das Gebiet der Sprache ist doch für ihn geschlossen: unteilbar. Und nun bemerkt er, daß die Sprache sich teilt; daß diesseits und jenseits etwa die Wörter: Person, Freiheit, Staat, Macht, Volk, Arbeiter und Arbeit, Glaube, Geschichte, Kunst, Forschung, Erziehung, Freude, Natur, Spiel, Erholung, deutsch, europäisch wenigstens in offiziellen Verlautbarungen eine widerspruchsvolle Bedeutung erlangen. Und unabwendbar — wir haben das ja schon erlebt — kommen die von den Machthabern oder ihren Beauftragten geprägten Münzen in Umlauf: es ereignet sich eine Entfremdung, die unannehmbar bleibt. Unter der väterlichen Aufsicht

Führende Geistesmacht dieser Epoche — die Naturwissenschaft

Herder? Geschichtsbetrachtung? Philosophie? Aber die Führung liegt ja gar nicht mehr in solchen Händen. Die führende Geistesmacht dieser Epoche ist die Naturwissenschaft. Sie entscheidet nicht allein die künftigen Lebensformen, sondern auch das Denken, und um dieselben Dimensionen, um die sich unsere Vorstellung des Kosmos von der des Mittelalters entfernt hat, wurden auch die Möglichkeiten geschichtlich-politischen Handelns in neuen Raum, ins Unbekannte versetzt. Nun aber ist es eine Fiktion, daß die im höchsten Grad bewundernswerte Leistung der Naturwissenschaft, die eigentlich geniale, in der Sternstunde stehende dieser Jahrzehnte, eine freie sei, also wirklich führen könne: frei ist nur das sittliche Bewußtsein. Und der Preis dieser Freiheit ist immer der Tod, die Bereitschaft dazu. Die Proteste der Forscher, ihre Angst und ihre Warnungen vor den Folgen ihrer Entdeckungen sind ergreifend und gewiß durchaus ernst gemeint. Es fehlt ihnen aber in gleichem Maße die Durchschlagskraft wie den Warnungen der Kirche: weil nämlich die Bereitschaft oder auch nur die Möglichkeit unbedingten Neins in ihnen nicht enthalten ist. Sie liegen im Kraftfeld moderner Staatsmacht, weil ohne diese moderne Forschung gar nicht durchgeführt werden kann. Das ist keine Anschuldigung, zu der ich in keiner Weise berechtigt wäre, sondern nur Bezeichnung eines tragischen Zusammenhangs. Die Forscher, die, fast unausbleiblich, auch Konstrukteure sind, tragen nur die Kontinuität der Geistesgeschichte aus. Und es ist mit Recht gefragt worden, ob und wo die Forschung auf ihrem

gewisser deutscher und nicht-deutscher Stellen, die um meine geistige Selbständigkeit besorgt waren, habe ich mir erlaubt, eine Zeitlang in östlichen Zeitungen die Akzentverschiebung zu verfolgen, und zwar mit tiefem Kummer. Was aber ist schmerzlicher, als an einem Herbstabend — wenn man etwa aus den glänzenden nordischen Hauptstädten kommt — im kalten regenschweren Nebel durch das Brandenburger Tor zu fahren, von dem die andere Fahne weht, über den Platz, wo das Schloß stand und unter dem noch immer, wer weiß wo, die alten Kurfürsten begraben liegen, in fremdes Land, das doch Heimat ist!

Eine Macht wie diejenige, in der sich heute, in einem gewissen Grade, die Ideen Feuerbachs, des Karl Marx, Hegels darstellen, manifestiert sich nicht ohne geschichtliche Berufung und Legitimation, ganz abgesehen davon, daß sie von uns in die europäische Geschichte zurückgerufen worden ist. Ich meine nicht die sittliche Legitimation. Ich trenne diese so scharf von der geschichtlich-politischen, wie Kant sie getrennt hat, der ausdrücklich forderte, daß der Staat „moralische Person“ sei und als moralischer Politiker, nicht politischer Moralist, unnachgiebig verlangte, daß das Recht des Menschen heilig gehalten und alle Politik vor ihm die Knie beuge. Auch wird keine Idee so in der Geschichte vollzogen, wie sie gedacht wurde, und keiner der genannten drei für die heutige Lage mitverantwortlichen deutschen Denker, unter denen Hegel einen ganz eigenen hohen, selten verstandenen Rang hat, würde sich mit der gegenwärtigen Gestalt seiner Auswirkung einverstanden erklären. Ich möchte mich genau ausdrücken: die Legitimation, die Berufung scheint mir in der Durchführung der Technisierung und der mit ihr zusammenhängenden Regelung der Arbeits- und Lebensverhältnisse zu liegen, die, wie ich glaube, unumgänglich war und von einem jeden anderen System auch vollzogen werden mußte. Das hier Erstrebte, Geleistete oder Erwartete kann nicht ignoriert werden. Es ist Weltgeschichte und ist wahrscheinlich die Grundlage bisheriger Konstanz.

Aber unsere Vorstellung von Freiheit, vom Sinn des Lebens ist eine völlig entgegengesetzte. Und die Frage ist also nun: wie die beiden konträren Machtgestalten sich einigen können über den Frieden der Welt. Die Einigung ist in der gegenwärtigen Phase in hohem Grade unwahrscheinlich, und es wäre ganz verkehrt, sie mit heiterer Zuversicht zu erwarten. Wenn wir uns aber hier versammelt haben, so doch wohl, um den Glauben an die Macht geistiger Veränderungen zu bezeugen, die Johann Gottfried Herder aus Mohrungen in Ostpreußen — als führende Kraft der Geschichte erkannt hat.

Heranzug von der Antike her denn hätte haltmachen sollen. Niemand ist ganz frei. Auch die Forscher sind es wahrlich nicht. Das auszusprechen, den Mut hatte Albert Einstein, im Jahre 1950, in einer nach Lucca gerichteten Botschaft, die „Zur Erniedrigung des wissenschaftlichen Menschen“ überschrieben ist. Er gesteht darin, daß der moderne Forscher selber — ich zitiere — „die Mittel zu seiner äußeren Versklavung und zu seiner Vernichtung von innen her geschaffen hat“. Er muß sich — wörtlich — „von den Trägern der politischen Macht einen Maulkorb anhängen lassen“. „Er erniedrigt sich“, wörtlich, „sogar soweit, daß er auf Befehl die Mittel für die allgemeine Vernichtung der Menschheit weiter zu vervollkommen hilft.“ Er wird gezwungen, als Soldat sein eigenes Leben zu opfern und fremdes zu zerstören, auch — wörtlich — „wenn er von der Sinnlosigkeit soldatischer Opfers überzeugt ist“. Dieser Feststellung setzt der große Forscher und Mensch das Bekenntnis entgegen, daß man einen innerlich freien und gewissenhaften Menschen zwar vernichten, aber nicht zum Sklaven machen kann; daß doch Aussicht ist, die gegenwärtige gefahrvolle internationale Situation wesentlich zu verbessern: kraft unverzichtbarer sittlicher Freiheit. Aber der hier von einem Berufenen und Bewährten aufgedeckte Sachverhalt, der durchaus einleuchtet, sollte inständig beherzigt werden: er bedeutet eine nicht unerhebliche Einschränkung aller Erklärungen der Sachverständigen über die Wirkung moderner Waffen, welche Erklärungen einmal aufwühlen, dann wieder einlullen, meisterlich stilisiert, fast von

kurialer Vollkommenheit, was die Kunst gleichzeitigen Gebens und Nehmens angeht. Aber dahinter ist entsetzliche Not: die des zwischen Ja und Nein gekreuzigten Menschen unserer Tage, unseres Westens, des Menschen, der tut und tun muß, was er nicht will und was doch nicht wegzudenken ist, dessen Wertwelt — zu seiner Ehre! — immerfort sein Gewissen beunruhigt.

Freiheit oder Leben?

Geschichtlichen Katastrophen pflegen Devisen voranzulaufen oder vorangeschickt zu werden, die die Situation entstellen, indem sie diese vereinfachen. Eine solche ist die Alternative: Freiheit oder Leben? Ein jeder Mündige hat das Recht, seinen Tod der Versklavung, einer ungemäßen, unwürdigen Lebensweise vorzuziehen — sofern er in dieser Sache mit seinem Gott in Frieden ist; ein jeder das Recht, sein Leben für die Verteidigung der Seinen, der geliebten Heimat, der Kultur, der er verdankt, was er ist, hinzugeben. Diese Alternativen beleben aber nur den Vordergrund der Bühne, auf der das Drama dieser Zeit spielt. Der amerikanische General James Gavin hatte das Verantwortungsbewußtsein und den Freimut, auf eine Frage zu erklären, daß in einem totalen Atomkrieg mit mehreren hundert Millionen Toten zu rechnen sei. Wo? Nun, das wird in einem gewissen Grade die Windrichtung entscheiden. Dort eben, wohin der Wind weht. Das würde doch wenigstens den Tod von hundert Millionen Kindern bedeuten, die nach Freiheit und Unfreiheit nicht gefragt werden können. Und diese entsetzliche Last bedrückt heute diejenigen, die sich in Wahrheit verantwortlich fühlen und mit Geschichte vertraut sind; das heißt, die wissen, daß ein Staat, eine Ideologie, die am äußersten Rande um ihre Existenz kämpfen, mit sehr geringer Wahrscheinlichkeit auf die letzte sie vielleicht noch verteidigende Waffe verzichten werden. Der Herr der zwölf Jahre hätte es gewiß nicht getan.

Natürlich geht es in der ganzen Sache nicht um das Getötetwerden, sondern um das Töten. Und der Fall ist doch immerhin denkbar, daß eine Frau, eine Mutter weniger zittert vor dem Ausbleiben des Mannes, des Sohnes, als vor seiner Heimkehr mit vom Gebrauch der modernen Waffen befleckter Hand, zerstörter Seele, zerrüttetem Geist. Der Mensch, der auf diese Weise tötet, zerstört sich selbst. Die Welt, wie wir sie vor uns sehen, ihre Arbeit, ihre Tendenz scheint bereits einen Befehl, einen Gehorsam vorauszusetzen, die nicht verantwortbar sind und also mit unserer überkommenen Vorstellung vom Soldaten und seiner Ehre nichts mehr zu tun haben. Es kann ja sein, daß künftige Abmachungen diese Tatsache in Frage stellen. Heute kann davon keine Rede sein.

Es wäre einfach, wenn wir zwischen Freiheit und Leben zu entscheiden hätten. Aber es ist nicht so. Ich selber — nehmen Sie das bitte nicht als subjektive Anmaßung, sondern als bescheidenen Versuch, Irrtümern und Mißdeutungen zu begegnen, die die Folge oberflächlicher Beschäftigung und Kenntnis sind —, ich wäre sehr froh, wenn ich Pazifist sein könnte. Aber ich bin das nicht und habe das, ich weiß nicht, wie oft erklärt: für mich spielt alles Geschichtliche unter einem Gewitterhimmel, und die furchtbaren Worte, die im Evangelium von den letzten Dingen dieser Welt gesagt sind, dröhnen mir in den Ohren. Wie inständig wünsche ich, es werde nicht so kommen! Aber es ist eben gesagt — und wir haben die Welt nicht gemacht —, und in der Erschütterung darüber möchte ich gerne einen Ort halten in der Nähe der Gefolgschaft des heiligen Toren von Assisi, der bekanntlich auch den ihm sich anschließenden Laien Eid und Waffe verboten hat. Das ist eine rein personale Entscheidung, aus der nichts für meine Mitmenschen folgen kann. Aber ich neige mich in dieser Frage der demütigsten und — für mich — zugleich größten Autorität der den Aposteln folgenden Zeit, sie steht mir höher als alle Abschwächungen, die ein so bedenklicher Radikalismus später erfahren hat; höher als die ihr widersprechende herrschende Lehre und Moraltheologie, von der es ein jeder, der Geschichte und die Stellung des repräsentativen Christentums in ihr kennt, gar nicht erwarten und fordern kann, daß sie sich dem Heiligen von Assisi anschließen werden. Denn die Welt, wie sie ist, würde darauf antworten mit erbarmungslosem Haß und zugleich der Vernichtung aller religiösen Repräsentation und Darstellung, auch der Liebeswerke, weil nämlich

Die These aber, daß der Feind mit der böseren Waffe niedergehalten werden könne oder müsse, ist entweder Wahn oder Unaufrichtigkeit. Denn die Welt ist ja längst ein Ganzes geworden; Erfindungen teilen sich lautlos mit, und namentlich die Gedanken des Teufels sind kaum mehr auf die ihnen von Verrätern oder Spionen gebotene Reisevermittlung angewiesen. Sie laufen ungehemmt um die Welt.

damit ihrem ganzen Gefüge, dem politischen wie dem wirtschaftlichen, ein unerträgliches Nein entgegengesetzt würde.

Aber auch wer sich in diesem Sinne entschließt, kann sich in keiner Weise entlastet fühlen. Er lebt ja doch in einem Staatsverbände, der anders gesonnen ist und vielleicht sein muß und dessen Schutz er genießt. Er ist immer Bruder seiner Brüder und immer unter der Schuld seiner Welt und Zeit.

Auf dem Radarschirm in der Kapitänskajüte ist deutlich der Umriss des Todesschiffes zu sehen, das von seinem Kurs nicht abweichen wird. Biegen wir aus? Was soll denn nun geschehen und getan werden? *Es müßte geschehen, was noch niemals geschehen ist, wenn die Welt, die wir kennen und lieben, gerettet werden soll.* Das heißt: es müßte zum ersten Male seit Anfang Friede geschlossen werden im Sinne Kants. Aber Kant machte eine Vorbedingung, nämlich die, daß mitten im Kriege ein Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes übriggeblieben sein müsse; sonst könne kein Friede geschlossen werden, und die Feindseligkeit müsse in Ausrottungskrieg umschlagen.

Nun, dann also Waffenstillstand. Der läßt doch noch eine Hoffnung. Wir können ja noch arbeiten im Vertrauen auf die Macht geistiger Veränderungen. Solche Veränderungen realisieren sich in der Geschichte in Existenzen, als Menschen, die Gedanken des Friedens leben, erleiden, an ihnen scheitern. Kaiser Heinrich III., von Schlachtfeld zu Schlachtfeld getrieben, bekannte den Frieden vor dem Kreuz. Das heißt: ohne Opfer ist kein Friede. Und das echte Opfer allein würde dafür zeugen und die Friedenslüge vernichten, oder den Willen zum Frieden glaubwürdig machen. Wir können in dieser unserer Zeit noch Natur empfinden. Ob das künftigen Geschlechtern beschieden oder zugänglich sein wird, weiß ich nicht. Wir können noch eine Mondnacht an den unberührten Schilfufern des Mälars erleben oder über die im Sonnendunst schwelende Stille finnischer Kiefernwälder fliegen; uns einen Abend gönnen in einem rebenüberdachten Garten des nördlichen Portugal beim Rascheln der Palmen und sanftmütigen Schritt der hoch bejochten Ochsen oder einen Morgen im Angesichte des Schwarzwalds, wenn die Bauern die Ställe offenhalten und der Hauch durch die Täler herunterweht in die Stadt: auch das steht auf dem Spiele mit allem, was lebt und webt, mit der schuldlosen Kreatur. Und also, in Gottes Namen, wollen wir versuchen, den Frieden zu tun. Kein Schriftsteller, der seine Sache ernst nimmt, wird sich einbilden, daß er Staaten und Völkern etwas vorschreiben kann. Auch weiß er wohl, daß für die Lenker der Staaten und Völker Gesetze gelten, von denen er frei ist: er nun wirklich, in seiner geistigen Entscheidung, nicht in seiner Beziehung zur Öffentlichkeit, eine einigermaßen freie Existenz. Als solcher kann, möchte er nur, aus der ganzen Kraft seines Herzens ein Zeichen sein, und zwar der Liebe: gegen alle Wahrscheinlichkeit muß an der Stelle, wo wir angelangt sind, eine Hoffnung sich erheben, ein Bemühen entfacht werden, die den heute gedachten, vollzogenen Gedanken des Todes entgegen sind. Alle Katastrophen der Geschichte haben sich im Geistigen und Sittlichen ereignet, ehe sie sich in materiellen Machtkämpfen dargestellt haben. Sie sind also angewiesen auf ein bestimmtes Klima des Denkens, Glaubens, Wünschens; wo sie dieses nicht spüren, brechen sie nicht vor. Um dieses Klima geht es in dieser Stunde unheimlichen Waffenstillstandes. Wir sollten der drohenden Katastrophe dieses Klima verweigern. Wer seiner Sache sicher ist, kann opfern, ausharren, hoffen. Geschichtliche Berufungen, Legitimationen wechseln, zerfallen, wenn ihr Ziel erreicht ist; nicht das Sittliche, das personaler Freiheit anvertraut ist. Es könnte eine Gnade sein, daß uns Deutschen, uns allein, die nationale Geschichte in Scherben vor den Füßen liegt: vielleicht sollen wir anfangen in der Richtung auf einen neuen Gedanken, in der Richtung auf das Leben der Welt. Wer erwartet, daß sich die Geschichtswelt mit einem Schlage

verändert? Aber eine Änderung ist überhaupt nicht zu erwarten, wenn sie nicht in einzelnen plötzlich geschieht, wie der Sturz des Paulus vom Pferde, wie im Abbé Saint-Pierre, dem sein Reiseunfall Stoff und Zeit zum Nachdenken schenkt. Wenn der Krieg im Kriege nicht aufhöre, woher dann Friede kommen solle, hat Schiller gefragt. Nun, der Krieg hat im Kriege nicht aufgehört. Aber in gewisser Weise haben wir ja noch Krieg: das heißt, wir können noch immer versuchen, ihn in uns und vom Menschen zum Menschen zu beenden. Voraussetzung im Innern ist soziale Gerechtigkeit, die Achtung vor einer jeden reifen Überzeugung, die Würdigung der Arbeit und jeder echten Leistung.

Der deutsche Buchhändler, der deutsche Schriftsteller sind dem Geistesleben eines Volks verpflichtet, das, wider Willen geteilt, sich auf den Brückenköpfen der abgerissenen Brücke gegenübersteht. Es gibt ohne Zweifel noch viele nicht genutzte Möglichkeiten, der drohenden geistigen Entfremdung und Sprachentzweiung entgegenzuwirken. Zum mindesten auf privatem Wege könnte und muß sehr viel mehr geschehen, wie auch die geistige Isolierung und drohende Stagnation West-Berlins vom einzelnen noch viel ernster genommen werden müßte. Das ist nicht Sache der Regierungen allein, sondern eben eines jeden.

Freilich ist es wahr: Friede als solcher ist nicht der höchste Wert; sittlich-personale, geistige, religiöse Werte sind ihm übergeordnet. Friede aber als geschichtliche Darstellung glaubensstarker Liebe zu Gott, der Menschheit und aller Kreatur könnte wohl der höchste Wert sein. Wir sind hier nicht weit vom Grabe Arthur Schopenhauers, und heute ist der 23. September, der Tag, an dem vor vierundneunzig Jahren der Tote im Schmuck eines Lorbeerkranzes hier zur Leichenkammer getragen wurde. Er war übrigens mit Kant der Meinung, daß man einen jeden Krieg mit einem Bußtag beschließen müßte. Er hat Liebe als Mitleid definiert, und was das Kreatürliche angeht, so hat er recht. Wir haben Grund zu einem grenzenlosen Mitleid mit der gegenwärtigen Welt und aller Kreatur.

Unsere Aufgabe ist: durch unser ganzes Sein und Wirken eine nach Tyrannis strebende Ideologie, eine höchst unzureichende, auf längst

überholten Voraussetzungen ruhende Auffassung von Mensch und Geschichte durch eine überlegene Erkenntnis und Haltung zu beantworten. Die Antwort finden wir leicht, und sogar in Rußland selbst, in dem Geiste, der es vor einem Jahrhundert ahnend und freilich auch irrend geführt hat: in dem, was Dostojewskij als Ergründer der Menschenseele von der ins Metaphysische reichenden Tiefe, dem Ankergrund der Menschenseele, gesagt hat: Es ist der Abgrund der Liebe und des Bösen, dem kein Programm beizukommen vermag. In diesem Sinne ist Geschichte Manifestation des Menschen, des sich wandelnden und bleibenden, in Abhängigkeit und Freiheit zwischen Himmel und Hölle.

Und mit dem letzten Wort komme ich abschließend zu dem Königsberger Lehrer der Völker zurück — wie sehr wünschte man, daß er unser Lehrer wäre! Er hat seiner von ungeheurer Anstrengung ermüdenden Kraft ein Jahr nach Veröffentlichung der Friedensschrift ein letztes Wort vom Frieden abgerungen. Da er ihn, wie er wohl wußte, in der Welt nicht herbeiführen konnte, so versuchte er es wenigstens auf seine ironisch-gütige Weise, in der Anmut seiner Humanität, mit der Verkündung eines ewigen Friedens in der Philosophie. Hier spricht er am Ende von der Lüge, die er ausdrücklich vom Vater der Lüge, also dem Fürsten der vorhin erwähnten Hölle — aber, nach dem Evangelium, auch der Welt — ableitet. Der Friede, sagt er, wäre nicht nur bewirkt, sondern für alle Zukunft gesichert, wenn das Gebot „Du sollst nicht lügen“ Grundsatz werden würde. Und somit bleibt einem jeden von uns das wichtigste Friedenswerk überlassen — und es steht einem jeden frei, die Resonanz zu beobachten, die das Geschehen in uns und um uns, in der ganzen Welt, im Raume solchen Ernstes, solcher Sittlichkeit hat.

Und das ist ja der Inhalt der uns von dieser Stunde auferlegten Einsicht, daß geschehen muß, was noch nie geschehen ist, wenn die Welt, die wir vor uns sehen, die wir lieben, der wir dienen möchten, gerettet werden soll.

MANFRED HAUSMANN

Trost im Trostlosen

Gedenkrede in der Feierstunde des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge im Plenarsaal des Bundeshauses zu Bonn am Volkstrauertag 1956. Mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlages G.m.b.H., Frankfurt/Main veröffentlicht. Die Gedenkrede ist eben unter dem Titel „Trost im Trostlosen“ im Verlage S. Fischer erschienen.

Wir würden den Sinn dieser Gedenkstunde nicht erfüllen, wenn wir es uns leicht machten. Leicht machen bedeutet so viel wie ausweichen. Und gerade das dürfen wir in dieser Sache nicht. Denn wir wollen sie ja nicht, die schlimme, Grauen und Verzweiflung bringende Sache, die um so mehr Grauen und Verzweiflung bringt, je eindringlicher wir über sie nachdenken, wir wollen sie ja nicht so lassen, wie sie ist, wir wollen vielmehr mit ihr ringen. Nicht als ob wir hoffen könnten, sie jemals zu bewältigen. Kein Mensch, der diesen Namen verdient, wird die Fragen, die das Heer der Toten aus den beiden Weltkriegen, insbesondere aus dem letzten, an ihn richtet, in der Zeit seines Lebens bewältigen. Mit der Sache ringen, heißt so viel wie: sich den Fragen der Toten, sich den stummen, drohenden und anklagenden Fragen immer wieder stellen, immer wieder dem Unbeantwortbaren eine Antwort abfordern, immer wieder im Sinnlosen einen Sinn, im Trostlosen einen Trost suchen. Wenn es uns *darum* zu tun ist, dann müssen wir uns ein Herz fassen und, ohne nach rechts oder links zu blicken, mitten

in die Sache, mitten in die Wahrheit, mitten in die schreckliche Wahrheit der Sache hineingehen.

Gedenken wird in heutiger Zeit nur allzuoft mit Verhüllen, Vertuschen, ja geradezu mit Vergessenmachen verwechselt. Die Erinnerung soll nicht wach gehalten sondern eingeschläfert oder doch vom Eigentlichen abgelenkt werden. In bester Absicht natürlich. Man vermeint, das Los der Hinterbliebenen und aller Verstörten und Gebrochenen zu erleichtern, wenn man einen, wie man es wohl nennt, barmherzigen Schleier über das Furchtbare breitet. Und woraus ließe sich ein solcher Schleier besser weben als aus Worten? Aber es ist nicht die echte Barmherzigkeit, die so handelt, und nicht die echte, die trostvolle Erleichterung, die so gebracht wird. Unabwendbar kommt, morgen oder übermorgen, die Stunde, in der die verschleiernnden Worte keinen Bestand mehr haben. Dann stellt sich die Qual nur noch qualvoller ein als zuvor. Denn im Grunde weiß jeder Mensch, der eine deutlicher, der andere dumpfer, daß die Toten diese Verschleierung nicht wollen. Sie haben ein Recht auf die ganze Wahrheit ihres Todes. Je teurer ein

Mensch uns gewesen ist, um so tiefer würden wir ihn verleugnen, wenn wir uns weigerten, aus welchen Gründen auch immer, an der letzten und gewaltigsten Erschütterung seines Daseins, so wie sie wirklich war, teilzunehmen. Das getreue Gedenken setzt voraus, daß wir dem Toten auf keinen Fall etwas von dem rauben, was er erlitten hat und was zu seinem ureigenen Tode gehört. Wer das nicht beachtet, gedenkt nicht jenes Toten sondern eines Phantoms.

Als Perikles im Jahre 431 vor Christus seine berühmte Rede auf die athenischen Bürger hielt, die im Kampf gegen Sparta gefallen waren, konnte er ausrufen, er wolle, statt die Toten zu loben, den Staat und den Geist des Staates preisen, durch den die einzelnen groß seien. Und dann beschrieb er die gerechte Verfassung, den Reichtum, die heitere Lebensart, die Schönheitsliebe und den sittlichen Ernst des athenischen Staatswesens. Die beste Totenfeier, sagte er, bestünde darin, daß die Überlebenden den Männern nacheiferten, die für diesen Staat gestorben seien.

Beneidenswerter Perikles! Wie einfach, wie klar lagen die Dinge damals, und wie verworren werden sie, wenn wir uns der Gegenwart zuwenden! Es ist sehr schwer, es ist unmöglich, in einem bündigen Satz zu sagen, wofür die Soldaten in den Jahren 1939 bis 1945 ihr Leben gelassen haben. Durch eine Verkettung von besonderen Umständen wissen wir, wie den Angehörigen einer bestimmten Wehrmachtsguppe in einer bestimmten Lage zumute war, einer beispielhaften Gruppe, die an einem fast mythisch gewordenen Brennpunkt des Krieges mit einer alles Menschenmaß übersteigenden Verbissenheit und Unerschüttertheit gekämpft hat. Die letzten Briefe, die aus dem schneesturmüberheulten, todgeweihten Stalingrad herausgeflogen wurden, durften damals denen, für die sie bestimmt waren, nicht zugestellt werden. Sie blieben aber insgesamt erhalten. Und so sind uns die Gedanken und Gefühle bekannt, die das Herz dieser Männer vor ihrem Untergang bewegt haben. Widerspruchsvolle Gedanken, unvereinbare Gefühle. Neben der Verzweiflung das Verantwortungsbewußtsein, neben dem Zynismus das Vertrauen, neben dem Haß die Kameradschaft, neben dem haltlosen Sichfallenlassen die unaufhörliche Sorge um die Angehörigen zu Hause, neben der Kopflosigkeit das Nachsinnen über das Schicksal des Vaterlandes und des Menschengeschlechts, neben der Verfluchung aller Welt das Gebet, neben dem Trotz die Reue, neben der Gier die Zucht. Nach außen hin kämpften sie alle in einer geschlossenen Front, aber in ihrem Inneren wogten und brandeten die Gegensätze wild durcheinander. Es sieht nicht so aus, als könnten wir uns aus den Briefen eine gemeinsame Antwort auf das Wofür und Warum herauslesen. Was wir herauslesen, sind Fragen und immer nur Fragen, entsetzte oder gedankenvolle, geschriene oder geflüsterte. Der Sinn dieses Sterbens, sofern es ihn überhaupt gibt, muß in etwas bestehen, was die frierenden, blutenden, hungernden, kranken Männer nicht wußten, vielleicht deshalb nicht wußten, weil sie es noch nicht wissen konnten.

Aber die Soldaten, die im Kampf geblieben sind, geben uns nicht einmal die bedrückendsten Rätsel auf. Es hilft nichts, wir müssen auch jenen in die toten Augen zu sehen wagen, die von ihren eigenen Kameraden, nach einem Urteilspruch oder auch ohne Urteil, erschossen oder gehängt wurden. Auch sie gehören zu den Toten des grauenvollen Krieges. Und es steht fest, daß unter ihnen nicht weniger waren, die furchtloser nachgedacht und mehr Courage aufgebracht haben als ihre Richter und Henker.

Und weiter gehören zu den Toten des Krieges die Unzähligen, die hüben und drüben in Lagern oder schon auf der Fahrt dorthin jammervoll umgekommen sind, teils durch die Schuld derer, die sie gefangen hielten, teils durch die Schuld von Mitgefangenen. Der Krieg kann die Menschen dazu bringen, einander wie Tiere zu begegnen und schlimmer noch. Immer mehr schwindet die Hoffnung, einen Sinn zu finden. Denn es sind Dinge geschehen, die sich, wir mögen sie betrachten, wie wir wollen, in nichts vom hellen Wahnsinn unterscheiden. Zu den Toten des Krieges gehören ja auch die Frauen und Kinder, die Greise und Säuglinge, die im Feuersturm der bombardierten Städte wie Fackeln verbrannt oder von den Gesteinsmassen der in sich zusammenstürzenden Häuser zerdrückt sind. Und es gehören, schauerlicher noch, wenn es

denn etwas noch Schauerlicheres gibt, jene dazu, die um ihrer Gesinnung, um ihrer sauberen, aufrechten, adeligen Gesinnung, um ihres Glaubens, um ihres durchgeisteten Menschentums, um ihres Erbarmens, um ihrer politischen Haltung, um ihrer Geburt willen bedachtsam gequält, erschlagen, erschossen, enthauptet, gehängt, in Gaskammern erstickt, in Reihenhöfen verglüht wurden.

Das ist das Gesicht des Krieges, der auf der einen Seite Taten von solcher Größe und Härte hat geschehen lassen, daß einem der Atem stockt, wenn man sie vernimmt, der Bewährung und Treue, Unerschrockenheit und Leidensbereitschaft, Entschlußkraft und Einsatzwillen ins Unfaßliche gesteigert hat und der auf der anderen Seite eine Bestialität ohnegleichen, die irrseligste Schändung des Menschenbildes, die Hölle auf Erden mit sich gebracht hat.

Und das sind die Toten, die alle, Freunde wie Gegner, unter dem Wort Opfer stehen, sei es, daß sie sich, bewußt handelnd selbst geopfert haben, sei es, daß sie sich ratlos leidend, opfern ließen.

Wie seit eh und je der einzelne Tote für die, mit denen er zu seinen Lebzeiten zusammen war, eine Aufgabe bedeutet hat, so sind auch die Kriegstoten den Völkern dieser Erde, so sind ganz besonders die Toten des totalen Krieges unserem Volk als eine schwere und heilige Aufgabe aufgegeben.

Weh dem Volk, das die Aufgabe nicht erkennt und nicht anerkennt! Und weh dem Volk, das sie nicht anpackt! Vielleicht wird keinem Volk das Anpacken so schwer gemacht wie unserem. Es liegt nicht nur daran, daß wir zwei Weltkriege verloren haben — nach einem verlorenen Krieg ist die Neigung, die gebrachten Opfer für vergeblich zu halten, begreiflicherweise besonders groß — es liegt vor allem daran, daß der letzte Krieg für uns beides war, ein offener Krieg nach außen und ein versteckter Krieg nach innen. Wenn eine politische Führung so verblendet ist, den Menschen total, das heißt bis in die Mitte seines Wesens, zu beanspruchen, entstehen Spannungen von unheimlicher Wirkungskraft. Sie zerreißen nicht nur den Volkskörper, sie reißen auch den Freund vom Freunde, und zwar gleichfalls total, nämlich bis in einen gegenseitigen Vernichtungswillen hinein, sie reißen den Sohn vom Vater, die Schwester vom Bruder, den Liebenden von der Geliebten, die Ehefrau vom Ehemann. Ja, nicht selten geht der Riß mitten durch den einzelnen Menschen hindurch und vernichtet ihn. Jeder von uns weiß darum.

Unter welchem Blickwinkel wir die unheilvolle Sache auch betrachten und auf welche Weise wir sie auch angehen, es scheint immer unsinniger zu werden, nach einem Sinn zu suchen. Und doch dürfen wir uns unter keinen Umständen mit einem Achselzucken begnügen. Das hieße uns selbst aufgeben. Kein Geborenwerden, das nicht unter dem Zeichen des Sterbenmüssens stünde, kein Leben auf dieser Erde, zu dem nicht wesenhaft der Tod gehörte. Wer dem geheimnisvollen Vorhandensein des Todes nicht gewachsen ist, der ist auch dem nicht minder geheimnisvollen Vorhandensein des Lebens nicht gewachsen. Es liegt an uns, an unserer Feigheit oder Entschlossenheit, an unserer Gleichgültigkeit oder Liebe, ob das millionenfältige Opfer vergeblich war oder nicht.

In dem italienischen Film „La strada“ kommt eine Szene vor, die, obwohl sie nicht besonders herausgehoben wird, das unvergeßliche Herzstück dieses Streifens ist. Ein Mädchen, halb noch ein Kind, zieht mit einem Schausteller über die Straßen Italiens. Er mißhandelt und mißachtet es in einem Maße, daß es schließlich an sich selbst verzweifelt und nicht mehr weiß, wozu es eigentlich auf der Welt ist. Da sagt ein zigeunerischer Seiltänzer zu ihm, er glaube, daß alles und jedes einen Sinn habe, auch das Allerarmseligste. Wir könnten den Sinn nicht immer, wir könnten ihn fast nie erkennen, aber es gebe ihn. Sogar das unbeachtete Steinchen hier auf der Straße sei sinnvoll. Wie von ungefähr hebt er so einen kleinen Stein auf, spielt ein bißchen Fangball damit und überreicht ihn dem Mädchen, das ihn wie einen kostbaren Schatz annimmt und behält. Und wenn später wieder diese Augenblicke kommen, an denen es sein Dasein für sinnlos hält, dann holt es den kleinen Stein hervor und betrachtet ihn. Und dann entsteht in den grüblerischen Augen, die schon so viel wissen und noch so wenig begreifen, die Andeutung eines Lächelns.

„Friede auf Erden“

Wenn das von einem Steinchen gilt, wenn ein Steinchen das vermag, um wie unendlich viel mehr muß es für die Toten gelten, an die wir heute denken, wie unendlich viel mehr müssen sie vermögen! Vorausgesetzt allerdings, daß wir uns zu ihnen bekennen. Nicht mit allgemeinen Redensarten, wie es so oft geschieht, die an das Wesentliche überhaupt nicht herankommen, sondern in einer persönlichen Entscheidung. Es geht hier nicht um das Allgemeine, dem immer etwas Unverbindliches innewohnt, es geht vielmehr um das Besondere im Doppelsinn des Wortes, einmal um das Abgesonderte, um das Einzelne und Einmalige, und ferner um etwas Besonderes, um etwas überaus Wichtiges. Es geht hier auch nicht um das Redensartige sondern um das Verbindliche, es geht darum, daß wir uns verbindlich, als unmittelbar Betroffene, Erschütterte, Entschlossene, zu den Toten, zum einzelnen, dessen besonderes Schicksal uns besonders berührt, und zu allen, bekennen. In gesicherten Zeiten richtet sich das Bestreben nur allzu oft darauf, den Tod zu verklären, zu ästhetisieren, ihn mit Kränzen, Orgelspiel und poetischen Worten zu verdecken. Aber diesen Tod, diese Toten, die von Geschossen Zerfetzten, die Ertrunkenen, die Erfrorenen, die Gehenkten, die Verbrannten, die Erschlagenen, diese Toten können wir nicht mit bloßer Feierlichkeit und Poesie abtun. Wenn wir es täten, würden wir sie verraten. Und wer diese Toten verrät, verrät sich selbst. Wir ehren sie, indem wir die Bitterkeit ihres Todes ernstnehmen. Dann, aber auch nur dann, wird gerade im Dunkel der Trostlosigkeit und der Sinnlosigkeit ein Trost und ein Sinn aufzuleuchten beginnen. Wenn wir die Toten so sehen, wie sie *wirklich* sind, dann sehen wir auch uns, die Lebenden, so, wie wir wirklich sind. Und dann können wir nicht umhin, ein Ende zu machen mit der bewußten oder unbewußten Heuchelei, mit dem bewußten oder unbewußten Theaterspielen, mit dem ganzen scheinhaften Wesen. Die Toten warnen uns vor uns selbst. „So ist das Bild des Menschen“, rufen sie uns zu, „so gebrochen, so schwankend zwischen Großartigkeit und Abscheulichkeit, nicht nur im Krieg sondern auch im Frieden, immer. Der Krieg verändert das Menschsein des Menschen ja nicht, er entlarvt es nur. Der Mensch ist nicht gut, der Mensch ist nicht schlecht, der Mensch ist der Mensch, erschaffen zum Bilde Gottes hin, aber abgewichen von seiner Bestimmung und einbezogen in das Walten des Nichtendenden, des Durcheinanderwerfers, des Diabolos. Davon müßt ihr ausgehen bei allen euren Entschlüssen und Handlungen. Ihr kennt den morgendlichen Glanz und die erblühte Herrlichkeit der Schöpfung, ihr kennt das unaufhörliche und unstillbare Verlangen des Menschen nach Klarheit, Geordnetheit, Frieden und Gesang. Aber ihr kennt auch die rohe, düstere, fürchterliche, von allem aufklärerischen Optimismus unberührte Vernichtungswut in Mensch und Schöpfung, ihr kennt das immer neue Unvermögen des Menschen,

die Mächte des Abgrunds zu besiegen. Haltet ein auf eurem Weg, besinnt euch auf euren Ursprung, ändert euer Selbst von Grund auf! Weicht nicht aus, weicht um Gottes willen nicht aus! Denkt an uns und weicht nicht aus! Weicht auch der letzten Frage nicht aus, die wir an euch richten, der Frage nach der Schuld! Sagt nicht, der sei schuld und das sei schuld, der Andere, das Schicksal, die Politik, die Unfähigkeit der Führenden, die anonymen Mächte, die Umstände, die Demokratie, die Diktatur, die Wirtschaft, die da oben, die da unten! Sagt das nicht! Wir beschwören euch, wir beschwören dich! Ich, der Tote, den du lieb hast, beschwöre dich, den Lebenden, den ich lieb gehabt habe: Sag nie mehr, wenn von Schuld die Rede ist: du! Sag endlich: ich! Erst wenn du das sagst, wenn du einsehst, daß du in deinem Bereich immer wieder versagt hast, daß du dich versagt hast, erst wenn du davon bis in dein Allerinnerstes durchdrungen bist, kann mein Opfer einen Sinn haben. Denn erst dann bist du ein *wirklicher* Mensch geworden.“

Der wirkliche Mensch kennt keine allgemeingültigen, zu jedem Zeitpunkt anwendbaren Richtlinien für sein Tun. Er muß sich in jedem einzelnen Fall und in jedem einzelnen Augenblick neu entscheiden, auf eigene Gefahr und im Bewußtsein seiner unabdingbaren Verantwortung für das Ganze, er selbst. Der Christ nennt eine solche einsame, lebendige Entscheidung, bei der es nicht um ein Wissen sondern um ein Sein geht, eine Glaubensentscheidung, eine Entscheidung vor dem Angesicht des Höchsten.

Wenn die Toten das vermöchten, die Menschen, den einzelnen Menschen, an der Flucht in die Kollektivverantwortung, die keine echte ethische Verantwortung ist, zu hindern, ihn wieder und wieder zu unachtsamer Gewissensforschung zu zwingen, ihn vor das Angesicht Gottes zu führen, nicht nur am Sonntagvormittag sondern bei allem Tun und Lassen, dann wäre ihr Sterben nicht vergeblich gewesen, auch das schrecklichste nicht. Dann brauchten wir uns auch nicht so tief zu ängstigen wie in diesen Tagen, da Kräfte, vor denen uns graut, sich wiederum anschicken, die Welt in einen blutrauchenden Abgrund zu reißen.

„Friede auf Erden“ — überall schreibt man es, ruft man es, denkt man es, hofft man es. Aber das Rufen und Hoffen muß im Leeren verhallen, wenn man sich mit diesem Satz begnügt. Die Botschaft der Engel lautete und lautet anders. Sie nennt ausdrücklich die Voraussetzung, ohne die nirgends und nie Friede sein wird: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Nur da, wo Gott mit dem ganzen Sein des Menschen geehrt wird, kann der Friede walten. Ist es nicht, als stimmten die Toten aus der Tiefe ihrer Gräber in den Ruf ein, der aus den Himmeln herniedertönt: „Ehre sei Gott in der Höhe, auf daß die Erde den Frieden habe!“

ROLAND KLAUS

Nicht gestern, Freund, morgen!

Die Bundeszentrale für Heimatdienst hat sich nach reiflichen Erwägungen entschlossen, die nachfolgende Wiedergabe eines Gesprächs zwischen zwei Frontkämpfern des letzten Weltkrieges zu veröffentlichen, in dem Bewußtsein, daß solche oder ähnliche Gespräche in den letzten Jahren vielfach in allen Teilen Westdeutschlands geführt worden sind.

Die Veröffentlichung des Gesprächs in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellt auch in diesem Fall keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Die Veröffentlichung soll allein der Klärung der in dem Gespräch behandelten Problematik dienen.

Da stand mein Freund wieder, mit dem ich in Polen, Frankreich, Griechenland, Rußland, Afrika und Ungarn zusammengewesen war, erst in einem Panzer, dann in einem Zug, und schließlich in einem Regiment, als Obergefreiter, Unteroffizier und Leutnant, der das Ritterkreuz hatte und einen Brustdurchschuß, etwas müde schon und mißtrauisch, die Augen kleiner als einst, da stand er und zog die Brauen hoch und sagte:

Ich mag den Westen nicht! Ich bin in seine Krallen gefallen. Ich habe seine Lager kennengelernt und die Differenz zwischen dem, was sie großsprecherisch verkünden und dem, was sie tun. Ich kann ihre Radio-vorträge nicht hören, mir sind die knödelnden und mit verstellten Stimmen sprechenden Emigranten zuwider, die uns belehren wollen, wie groß und herrlich Amerika ist. Ich mag nicht immer als Idiot angesprochen werden. Ich weiß gar nicht, ob es wirkliche Amerikaner gibt. Vielleicht gibt es in der Tat welche. Ich habe immer nur solche Menschen kennengelernt, die Amerikaner spielen. Und die mag ich genau so wenig wie ihre Filme mit dem Pistolengekrache, mit dem von der Hüftewegschießen und den armen, zügelverrissenen Pferden! Und weil du so sehr den Westen verteidigst, habe ich dir etwas mitgebracht, an dem du deine Freude haben wirst. Schau dir das an!

Mein Freund breitete die zerknitterte Annoncenseite einer amerikanischen Tageszeitung vom Saturday, September 11, 1954 vor mir aus.

Sie war wirklich beachtenswert. Die Sonntagsgottesdienste der Kirchen waren angekündigt: der lutherischen, methodistischen, unitarischen, baptistischen, der Kirche des Neuen Jerusalem, der Sieben-Tage-Adventisten, der Nazarener, der Christlichen Wissenschaft, der Griechisch-Orthodoxen, und noch vieler anderer Kirchen. Zwei Kirchen hatten die Bilder ihrer Pastoren beigegeben, von deren Äußerem sie sich einige Anziehungskraft versprachen.

Gefällt dir das? fragte mein Freund.

Wenig. Ich kann damit nicht viel anfangen. Aber du weißt, es ist uns in Caux bei der Moralischen Aufrüstung nicht anders ergangen. Das spricht uns nicht an, das redet an uns vorbei.

Aber du hast die Seite nicht genau betrachtet. Schau dir da oben das Bild des Kaufmannes bei dem Telefon hinter dem Schreibtisch an. Ließ, was der Mann sagt: Here's a matter! I must take up with my Senior Partner! Und auf der Tür, die aus dem Büro führt, steht: God President of my business!

Ja, das stand wirklich drauf. Und darunter stand etwas, was man mit: Der gute Kompagnon übersetzen könnte.

Gefällt dir das? Kommt dir Gott als Seniorpartner einer Konserven- oder einer Strumpffabrik besonders nett vor? Willst du nicht endlich zugeben, daß es unmöglich ist, mit solchen Menschen zusammenzugehen? Da kannst du alle Zeitungen der Ostzone, alle Satellitenblätter und alle sowjetrussischen Zeitungen durchsehen, solche Geschmacklosigkeiten wirst du nirgends finden. Gott als Seniorpartner wird nicht vorkommen! Aber im Westen ist eben alles Geschäft: der Staat, der Mensch, die Kirche, Gott, der Tod, die Beerdigung, der Film, die Ehe, der Marshallplan, die Unterstützung der Notgebiete, das Londoner Abkommen — alles, alles!

Im Osten aber, so meinst du, ist alles reinster Idealismus! Im Osten sind alle Menschen Brüder, da lieben die Menschen einander und da jauchzen sie, wie du es im Radio hören kannst und da marschieren sie unentwegt einer sonnigen Zukunft entgegen, da ertönen die Motoren im fortschrittlichen Geknatter — und dies alles nur, mein Lieber, damit man die Schüsse ins Genick nicht hört, die jene treffen, die nicht abtreten wollten, damit man das Weinen derer nicht hört, über die hinweg der Marsch in die Zukunft geht, damit man nicht an die unzähligen Lager denkt, in denen die ärmsten aller Sklaven arbeiten müssen, damit dieser Staat ohne Rechnungslegung existieren kann.

Das ist ein Übergangsstadium! wehrte mein Freund ab.

Pech, wenn dein Leben gerade in so ein Übergangsstadium fällt, das immerhin schon längst die Dauer eines Menschenalters überschritten hat. Im Osten können die Kirchen nicht annoncieren, weil sie nicht so viel Geld haben. Dort schleichen die Leute heimlich in die Kirchen, denn du dürftest gehört haben, das Not beten lehrt. Aber entsinne dich doch, wie wir auf unseren Vormarsch im Einundvierzigerjahr die russischen Kirchen getroffen haben! Ausgeräumt, verdreckt, voll Öl und Benzin, Garagen für Traktoren, für die angebeteten Götzen des damaligen Rußlands. Seither hat man einige Kirchen den Popen zurückgegeben, weil man fand, daß das Volk in seiner tiefsten Seele doch noch dem Christentum anhängt und weil man dem verbündeten Westen damals zeigen wollte, wie entgegenkommend man war. Der Westen sollte Waffen liefern, der Osten wird als Dank dafür die Kirchen aufsperrn. Du siehst, wie geschäftstüchtig dein primitiver, dein zukunftssträchtiger Osten sein kann. Wenn wir damals für ein paar Pfennige nur Verstand gehabt hätten, wenn wir damals die Hand, die sich uns entgegengestreckt hatte, ergriffen hätten, wäre es anders gekommen. Man sah uns wie Befreier und Erlöser einziehen! Das, was dann nachher kam, hat alles wieder zerstört.

Davon sprachen wir nicht. Wir sprachen von den Annoncen der Kirchen in den Ami-Zeitungen.

Auch die muß man richtig lesen! Dort drüben sind so viele Kirchen nebeneinander, weil die Einwohner aus so vielen Ländern zusammengeströmt sind. Viele sind eben ihrer Kirchen und ihren Sekten wegen ausgewandert, die man im unduldsamen Europa verfolgt und vertrieben hatte. Ich sehe es als ein erfreuliches Zeichen, ja fast als ein Wunder an, daß diese verschiedenen Kirchen, die sich in Europa nicht vertragen konnten, drüben auf einer Seite in einer Zeitung annoncieren.

Gut, du willst ja alles entschuldigen! Aber Gott als Seniorpartner? Was sagst du dazu?

Was ist es mit Gott, der Eisen wachsen ließ? Die Kaufleute stellen sich Gott als Kaufmann vor.

Danke für solch eine Vorstellung! erwiderte mein Freund.

Findest du es nicht besser, fragte ich, die Menschen in ihrer Sprache, mit ihren Vorstellungen anzusprechen als gar nicht? Steht denn in den Zeitungen der Ostzone etwas anderes? Wird dort nicht der wahre Teufel dieser Zeit, die Statistik, ebenso blind verehrt wie im Westen der Erfolg? Freute man sich dort nicht über den braven Traktoristen und Stacha-

nowisten? Ich war oft genug in der Ostzone drüben und habe mir russische Filme angesehen, die einem Gähnrämpfe vor Langeweile verursachen oder, was gefährlicher ist, ein kaum unterdrückendes Auflachen bei den ersten Stellen. Ich vergesse das Bild nie: Eine Bank in einem verschneiten Park. Vor ihr zwei Männer mit Pelzmützen und düsteren Gesichtern. Sie betrachten — bei Gott, das ist wahr! die Sitzspur — wenn man das so nennen kann — den Eindruck der Sitzfläche, den das verblichene Staatsoberhaupt hier hinterlassen hatte, als er vor wenigen Tagen auf der verschneiten Bank ausruhte. Da wußte ich, was moderne Reliquienverehrung ist. Und niemand außer mir lachte. Aber ich sage dir, mir wurde nach meinem Lachen kalt, als ob ich selbst auf dieser Bank gesessen wäre.

Du bist eben kein Russe, du bist kein naiver Mensch, wandte mein Freund ein. Ich nahm eine Zeitung heraus: Du mußt dir keine Mühe geben. Das, was du mir sagen willst, steht hier: „Als die ‚wichtigste Kunst für die breite Masse‘ hat Lenin den Film bezeichnet. Seine russische Spielart kennt weder die zarten Halbtöne noch die tiefen Seelenkonflikte der Liebe wie der Film der Franzosen oder der Italiener. Ihm fehlt auch die maschinenhafte Beweglichkeit und Präzision, die die Angelsachsen einzusetzen wissen, und es fehlt ihm der Pomp der Historie, hinter dem sich oft unsere deutsche und europäische Sehnsucht nach Größe verbirgt. Der russische Film kommt selbst in seinen billigen Unterhaltungstreifen nicht ohne lehrreiche Tendenz aus. Seine Pflicht- und Tatmenschen sollen Vorbilder sein, die Themen der Handlung sollen das Weltbild des Publikums festigen helfen.“ Ich legte die Zeitung beiseite: das war es doch, was du gemeint hast?

Das habe ich gemeint. Genau so! Alle russischen Filme verfolgen einen moralischen Zweck. Aber nun sag' du mir ehrlich, ob dir solche moralischen Filme nicht sympathischer sind als jene Filme, die alles, was Moral, Tapferkeit, Anstand, Haltung, Treue, Ehe und Ehre heißt, zersetzen, verhöhnen, in den Ausverkauf hängen! Die unsere jungen Menschen, bewußt und wohlüberdacht, zerstören, die alle bösen Instinkte in ihnen wachrufen! Das sollst du mir sagen.

Siehst du, hier stehen wir vor den entscheidenden Frage: Was ist besser: Eine amoralische Regierung und ein moralisches Volk oder eine moralische Regierung und . . .

Mein Freund lachte: Da zögerst du wohl, den Satz zu Ende zu bringen: und ein amoralisches Volk.

Das wollte ich gar nicht sagen, verteidigte ich mich.

Aber dein Satz wollte so zu Ende geführt sein.

Das war vielleicht mein Fehler, einen Satz auf eine so knappe Formel bringen zu wollen. Ich wollte sagen: Und ein Volk ohne staatlich festgelegte Moral.

Mein Freund fuhr auf: Wer soll denn die Moral wahren und festigen?

Die Kirche! Die Familie! die Schule!

Die Schule hat der Staat zu führen.

Darüber wird gestritten!

Warum? Was gibt es da zu streiten?

Weil die Regierungen des Staates wechseln können. Weil der Staat Dinge anordnen muß, die der einzelne Mensch nicht tun darf: Sein Geld abwerten, zu seiner Verteidigung das Töten befehlen, die Freiheit einschränken.

Dazu hat der Staat ein Recht, denn er ist mehr als der Einzelne!

Ich widersprach: Wir haben gesehen, wohin die Vergottung des Staates führt. Der Amoralität des Staates muß eine Grenze gesetzt werden, und die hat dort zu sein, wo die Freiheit seines Bürgers beginnt.

Und die Kirche hat sich nicht über die Gebote Gottes hinweggesetzt? trumpfte mein Freund auf.

Das hat sie oft genug getan! erwiderte ich. Aber merke wohl auf: Sie hat es nie gewagt, die Gebote Gottes aufzuheben! Wir haben es aber erlebt, wie der Staat seine eigenen Gesetze aufgehoben und gesagt hat: Recht ist, was für mich gut ist! Das ist geradezu die ungeheuerste Verhöhnung des Rechts, denn Recht ist genau nämlich nicht das, was für mich, sondern das, was für dich, für uns alle, gut ist. Das Recht, das für dich gut ist, ist das Unrecht, das du dem anderen tust! Auch die Staatsoberhäupter sind an die Gesetze ihrer Staaten gebunden.

Wenn aber Notzeit ist?

Dann gerade erst recht! Denn wer keine Gnade gibt, darf keine Gnade erwarten. Wer von Austreibung spricht, wird ausgetrieben! Wer von Vernichtung spricht, wird vernichtet! Weißt du, ich nehme diese Gangsterfilme, die vielleicht wirklich manchmal Gangster züchten, nicht allzu tragisch. Es muß ein Bedürfnis nach ihnen da sein. Die kleinen geduckten Leute wollen einmal im Traum auch solche verfluchten Kerle sein, die alles über den Haufen knallen. Vielleicht nehmen es einige ernst, machen es einige nach. Vergiß nicht, daß Goethes Schwager den Rinaldo Rinaldini und andere Gangsterbücher der damaligen Zeit geschrieben hat, in denen es von Höhlenkernern, Falltüren, Schreckenskammern, Ketten, Fackeln, Schmerzensschreien, Schurkenstücken und teuflischem Gelichter nur so wimmelt! Aber weißt du, mir ist es lieber, die Gangster sind unten als sie sind oben! Ich finde es besser, wenn unten, als wenn oben geraubt und erpreßt wird! Ich bin nicht dafür, daß der Auspuff neben dem Lenkrad angebracht wird. Er gehört hinten hin, sonst wird der Wagenführer von Giftgasen umnebelt. Ich halte nicht viel von Tugendfilmen und Massenerschießungen, von winkenden Tribünen und weinenden Frauen, von singender Jugend und stöhnenden Sträflingen in Lagern im Gebiet des Polarkreises.

Ich habe es drüben erlebt, daß jeder auf der linken Straßenseite glaubt, der andere Mann auf der rechten Straßenseite sei ein Spitzel. Ich habe mit Kindern gesprochen, die, ehe sie dir eine Antwort geben, sich erst umsehen, ob jemand in der Nähe ist, der aufpaßt, ob die Antwort auch die gewünschte und befohlene sei. Mein lieber Freund, da sind mir diese prahlerischen Burschen mit den Füßen auf dem Tisch lieber als die armen Schleicher, denen du es ansehen kannst, daß ihr moralisches Rückgrat verletzt ist.

Du siehst nur die eine Seite! wehrte mein Freund ab. Aber du mußt doch zugeben, daß wir Soldaten im totalitären Staat glücklicher waren als heute.

Nur ein Teil der Soldaten. Nur jene, die nicht ahnten, was vorging und wohin es mit dem Staate ging. Weißt du, das ist eine gefährliche Art des Denkens, wenn man das Böse, das geschehen muß, der Staatsführung zuschiebt und selbst dabei schuldlos bleibt. Man bleibt nämlich deshalb schuldlos, weil man das Böse nicht wissen will. Und was man nicht erfahren will, das erfährt man nicht.

Mein Freund sprang auf: Man erfährt es wirklich nicht! Haben die Amerikaner zur Kenntnis genommen, was uns geschehen ist? Nein! Sie wollen es nicht wissen und sie wissen es daher auch nicht. Wird von den Millionen unserer Toten gesprochen? Nein! Man will es nicht hören!

Um die Akustik kümmert man sich leider zu wenig; gab ich zur Antwort. Rußland hat eine ausgesprochen schlechte Akustik. Dort verhallen alle Schmerzensschreie, dort verschluckt die ungeheure Weite alle Anklagen. Die Akustik über Europa ist übergut. Die vielen Staatsräume geben das Echo weiter, es will kein Ende nehmen. Wenn man meint, nun sei der letzte Klageschrei verhallt, so tönt er noch einmal aus weiter Ferne wieder, ganz deutlich, ganz klar! In China scheint es auch keine Akustik zu geben, denn dort ist, wenn die Handelsmissionen hinkommen, nicht das leiseste Echo mehr zu vernehmen, und es mögen wohl auch Millionen gewesen sein. Aber die Ostasiaten sterben ohne zu klagen.

Es liegt nicht allein an deiner Akustik, widersprach mein Freund, es liegt mehr am Willen. Was man nicht wissen will, nimmt man nicht zur Kenntnis. Wir wurden alle in einen Topf geworfen.

Aber wir haben doch selbst immer betont, daß wir eine Volksgemeinschaft sind. Die andern haben sich an unsere Worte gehalten, das darf dich nicht wundernehmen. Wir haben soviel über uns gesagt, soviel von uns behauptet, daß man uns bei tausend Worten nehmen konnte.

Jetzt, da sie uns aber brauchen, erwähnen sie, wahrscheinlich um uns zu schmeicheln, daß sie das falsche Schwein geschlachtet haben.

Das haben sie nicht erst gestern, das haben sie schon vorgestern gesagt, erwiderte ich.

Das falsche Schwein, fuhr mein Freund fort. Weißt du, ich habe zu viele solcher falscher Schweine gesehen. Ich war dabei, wie sie aus unserm Lager die Wlassowrussen, die Kroaten, die Slowaken, die Ungarn, die Rumänen, die Esten, die Letten, die Litauer, die Kaukasier

und die Ukrainer abgeführt haben! Ich war dabei, wie sie den Henkern übergeben wurden! Lauter falsche Schweine!

Die Amis werden es heute wissen, daß sie ihre Bundesgenossen ausgeliefert haben. Denn diese Völker waren nicht für Hitler, sondern für ihre Freiheit!

Dann sollen das die Amis laut und offen sagen!

Du weißt, wie Sieger sind! Was wir als Sieger der Welt verkündet haben! Denk daran, wie wir die Völker der Reihe um falsch behandelt haben, auch jene, die uns zuerst als Befreier begrüßt hatten! Mehr Fehler, als wir, kann sobald kein anderer machen. Also wir haben keinen Grund, die Amis strenger zu beurteilen als uns. Du siehst, wie gefährlich die absoluten Staaten sind. Ihre Gegner werden dann nämlich auch absolut.

Mein Freund ging ruhelos auf und ab: Wenn die Russen so handeln, lasse ich mir das gefallen. Die Russen sind jung, sind naiv, sind kraftstrotzend, sie sind ein Volk, das Zukunft hat, sie sind im Kommen! Erwinnere dich doch wie wir damals von der Rollbahn nach Moskau abbogen und hinter den armseligen Hütten in Stellung gingen. Wir hatten weder Sprit noch Muni, wir mußten warten. Vor der Schwelle der einen Hütte lag ein toter Russe. Die Leute legten ihn wie ein Stück Holz zur Seite und brachten uns Salz und Brot. Sie mißtrauten uns, die Kommissare hatten ihnen wahrscheinlich erzählt, daß wir alle umbringen würden. Dann gewannen sie langsam Vertrauen. Wie menschlich das alles war. Hast du mich nicht damals auf all das aufmerksam gemacht? Hast du nicht gesagt: Welch ein Volk! Welch ein wunderbarer Rohstoff für kommende Reiche und kommende Zeiten? Denen kann nicht einmal der Bolschewismus schaden, denen kann nichts an, an denen rinnt alles ab! Hast du das gesagt oder hast du es nicht gesagt?

Ja, ich habe sie immer geliebt. Und unsere Leute, die unter ihnen gelebt haben, haben sie auch liebgewonnen.

Und lebt das alles nicht in ihrer Kunst fort? Kannst du das nicht bei Prokofjew und bei Schostakowitsch hören? Wer schreibt heute noch solche Musik? Wer tanzt noch wie sie? Wer singt so wie sie? Erwinnere dich an die Donkosakenchöre!

Also mit den Chören ist es aus. Die singen verteufelt blechern! Die weltanschauliche Traktorenverehrung tut den Stimmen nicht gut, die Chöre haben die Wärme verloren.

Und fügen sich ihre großen Meister wie Prokofjew und Schostakowitsch nicht den Anordnungen des Staates? Findest du nicht, daß Größe in diesem freiwilligen Gehorsam liegt?

Ob der gar so freiwillig ist, weiß ich nicht. Aber ich sehe, daß du die Russen genau so milde beurteilst wie der Westen! Wie wurde es Strauß und Pfizner übelgenommen, daß sie für Hitler komponiert hatten, obwohl weder Strauß noch Pfizner einen Hitlerhymnus und eine Deutsche Revolutionskantate geschrieben haben. Aber ihr Verbrechen war, nicht emigriert zu sein, während man es Prokofjew hoch anrechnete, daß er nicht in der Fremde leben wollte und nach Rußland zurückkehren mußte. Du siehst, daß du in deiner nachsichtigen Beurteilung der Russen nicht allein stehst. Du bist, genau wie der Westen, nur gegen Westdeutschland ungerecht. Aber ich will dich trösten. Diktaturen haben seit jeher mehr für Künste übrig gehabt als Demokratien, denn Diktaturen benötigen die Künste zu ihrer Verherrlichung. Sie machen Vorschriften, aber sie verwöhnen die Künstler. Die Zensur setzt Schranken, aber wer die Schranken anerkennt, genießt Ruhm und Ehre.

Mein Freund blieb vor mir stehen: Warst es nicht du, der einmal gesagt hat, daß Zensur nichts schade? Hast du nicht immer wieder bewiesen, daß unter der strengsten Zensur die kühnsten Angriffe gegen einen Staat geschrieben werden können, wenn sie nur gut geschrieben sind? Hat man die Marmorklippen verboten? Hat man Nestroys Anspielungen verhindern können? Nur die russische Zensur hat noch etwas anderes getan als alle bisherigen. Die früheren Zensuren haben nur verboten, da aber haben wir eine Zensur, die gebietet! So sollst du schreiben! So muß gedacht, so muß geträumt, so muß geliebt werden! Ich gebe es zu! Aber tut sie das nicht des Glückes wegen? Ist es nicht besser, die Tugend zu fordern als die Tugend verächtlich zu machen? Ein Volk, das die Zukunft besitzt, denkt eben anders. Man muß in einer Kinderstube anders sprechen als zu Erwachsenen.

Ich mußte lachen: Mein Lieber, du sprichst wie ein Langhaariger. Mein Freund sah mich fragend an: Langhaariger? Was ist das?

Die Amerikaner, sagte ich, nennen die Intellektuellen so, die mit Gott, mit der Welt, mit sich und mit ihrem Staat unzufrieden sind und deshalb alle mit dem Herzen nach dem Osten überlaufen, es dabei aber doch vorziehen, mit dem geliebten, verwöhnten und verhätschelten Körper im milden Westen zu bleiben. Du kannst die Langhaarigen auch bei uns an den honigsüßen, alles verstehenden, milden und überlegenen Stimmen erkennen. Sie sprechen von offenen Horizonten und meinen die offenen Türen, durch die sie sich, wenn es brenzlich wird, nach dem Osten schleichen wollen.

Daß Diktaturen für Langhaarige keine Verwendung haben, wollen sie nicht zur Kenntnis nehmen. Daß die Langhaarigen die ersten sind, die von der roten Welle weggespült werden, ob nun als Trotzkiten oder als Westdekadente, als Anhänger des Monopolkapitalismus oder als Zersetzer der Arbeitskraft, das ist wohl ganz gleichgültig. Man braucht Überläufer, aber man stellt sie nicht an. Die drüben kennen diese Leute. Die wilden Langhaarigen des Westens müssen sehr klein und sehr zahm werden, wenn man sie drüben dulden soll. Dann ist es aus mit der persönlichen Note, mit dem offenen Horizont, mit den unabdingbaren Ansprüchen, mit der einschmeichelnden Stimme, mit dem Alleswissen und der großen und kühlen Überlegenheit! Sie müssen, um mich im ostzonalen Jargon auszudrücken, kuschen. Du zuckst zusammen! Ich kann dir nicht helfen, es ist so! Sie müssen es so halten wie jener bekannte ostzonale Schriftsteller, der bei einer westlichen Penklubzusammenkunft gleich zu Eingang zu einem westlichen Kollegen sagte: Ich stimme restlos mit der volkdemokratischen Regierung in allen Fragen überein! Siehst du, und dieser Mann war einst im Westen ein wilder Mann gewesen. Man zähmt drüben die Wilden! Man würde auch dich bald gezähmt haben und du würdest dich an solche Gespräche, wie an dieses, bei dem wir nicht nachgesehen haben, ob die Tür versperrt ist und ob im Nebenzimmer kein Horcher ist, ob der Telefonhörer aufgelegt ist, mit Sehnsucht erinnern.

Du bist freiwillig 1939 eingerückt. Du bist dreimal verwundet worden und hast Ruhr und Typhus gehabt und hast nie ein anderes Ziel gekannt, als möglichst bald wieder bei deinem Haufen zu sein. Ich weiß, was du für ein verlässlicher und braver, für ein pflichtgetreuer Soldat warst. Du hast nie ein Aufheben davon gemacht. Kurz, du warst, wie ich gesagt habe, einer von denen, die alle Vierzehn in ihrer Person vereinigten. Du bist im Jahre 1943 freiwillig zur SS übergetreten. Ich war Zeuge, wie dein Entschluß zustande gekommen ist. Wir waren damals beide in den Lehrgang der Panzerschule in Zossen kommandiert. Du kamst eines Abends zu mir in die Kanzlei, ich war damals Adjutant, und warfst dich auf einen Stuhl und stießest hervor: Ich kann nicht mehr. Ich bleibe nicht mehr. Ich will von diesen Leuten nichts wissen! Das sind Saboteure! Das sind Verräter! Ich gehe zur SS! Der Kommandeur tut nichts, als heimlich und versteckt gegen das Reich zu hetzen! Ich hätte ihn stellen müssen, aber ich wollte es nicht tun, weil es für ihn tödlich sein könnte. Ich weiß, daß wir den Krieg nicht verlieren dürfen.

Ich habe diese Stunde nicht vergessen. Ich glaubte damals, du übertriebst, du gabst aber meinem Zureden kein Gehör, du bliebst bei deinem Entschluß. Das hat dich nach dem Krieg vor die Spruchkammer geführt. Das hat dich aus einem Lager in das andere getrieben. Ich weiß, wie es dir ergangen ist, denn du hast den Fragebogen wörtlich und wahrhaftig ausgefüllt, weil du dir nicht der leisesten Schuld bewußt warst!

Mein Freund lachte bitter auf: Ich habe damals den Wert der Wahrheit kennengelernt!

Denk daran, daß immer in Zeiten des Umbruchs die Anständigsten am meisten leiden, weil sie sich keiner Schuld bewußt sind und deshalb auch dem Schicksal nicht auszuweichen suchen. Erwinnere dich an jene Juden, die im ersten Krieg sich als Deutsche gefühlt und für Deutschland gefochten haben. Die wollten nicht fliehen, die wollten nicht auswandern, weil sie sagten: Wir haben dem Staat gegenüber unsere Pflicht getan, der Staat muß das anerkennen! Weil sie nicht glauben wollten, daß sich der Staat nicht daran halten werde, mußten sie daran glauben. Also ist dein Schicksal kein Sonderfall. Mir wäre es auch gleichgültig,

was und wie du denkst, wenn ich nicht vor dir Achtung hätte, wenn ich nicht deine grenzenlose Opferbereitschaft gesehen hätte. Wenn wir Polen, Rumänen, Kroaten oder Ukrainer wären, würde mir nicht viel daran liegen, auf welche Seite der Deutschen du dich schlagen willst, auf die westliche oder auf die östliche. Denn alle diese Völker waren durch Jahrhunderte in zwei Teile geteilt und haben doch nie vergessen, daß sie zuerst Polen, Rumänen, Kroaten und Ukrainer waren. Du kannst auch die Italiener noch dazu nehmen, die durch Jahrhunderte spanisch, österreichisch, französisch, päpstlich waren und doch nicht einen Tag lang darauf vergaßen, Italiener zu sein. Bei den Deutschen ist das nicht so! Die Deutschen denken staatlich und nicht völkisch!

Das habe ich bei den Volksdeutschen gesehen, die bei der SS dienten! Damals lernte ich einen unstaatlichen Nationalismus kennen, von dem wir Binnendeutsche keine Ahnung hatten, sagte mein Freund.

Auch das zu spät! erwiderte ich. Wie wurden diese Burschen aus dem Osten, die freiwillig eingerückt waren, mißverstanden, wie wenig wußten wir von ihnen! Wie staunten wir, als wir deren Glauben an das Reich fühlten. Es kam uns fast lächerlich vor, welche Vorstellung diese Burschen mitgebracht hatten. Das waren die Reste des großen Deutschtums im Osten, die sich noch gehalten hatten. Der größere Teil von diesen Deutschen waren Polen, Tschechen, Ungarn geworden und als solche unsere bittersten Feinde! Und nun fürchte ich immer, wenn ich die Deutschen aus der Ostzone sehe, daß sie auch dieses Schicksal haben könnten. Vielleicht werden sie die Sprache nicht aufgeben. Aber auf die kommt es heute viel weniger an. Heute ist es die andere Sprache, die geistige, die angenommen wird. Sie beginnen so zu reden, wie es ihnen die Propagandamaschinen vorwalzen. Sie beginnen so zu gehen wie die russischen Beamten und Staatsangestellten. Sie bekommen den gewissen schiefen Blick des Mißtrauens, des Sicherns und sie werden uns nicht verstehen, weil sie auf ein anderes politisches Lautsystem eingestellt sind, und wir werden sie nicht verstehen, weil wir nur die genormten Phrasen hören werden und für das andere, das ungenormt mitschwingt, nicht die geschärften Ohren haben. Denn wenn das ganze deutsche Volk zum Bolschewismus stieße, so wäre das fürchterlich! Da gäbe es keine Ausflüchte, keine Winkelzüge, keine Durchstechereien, keine potemkinschen Dörfer, keine Lügen, keine Betrügereien, kurz, die letzten menschlichen Züge des Ostens würden verschwinden und es bliebe eine lückenlose grauenhafte Pflichterfüllung, über die selbst die Russen staunen würden.

Du sprichst ja schön von deinem Volk! brauste mein Freund auf.

Ich sage das, was ich denke. Ich weiß, was dieses Volk im Krieg ausgehalten hat, wir waren bei seinen Vormärschen und wir waren bei seinen Rückzügen dabei. Erinnere dich, wie wir im Panzer sinnlos vor uns hingetragen haben, weil uns der Taumel des Vorrückens gepackt hat. Ich schmähe mein Volk nicht, weil es verloren hat, aber ich bemühe mich, es kennenzulernen. Ich sehe, wie rasch es sich erholt, wie es wieder arbeitet, wie es eine verlorene Stellung nach der andern zurückgewinnt, weil es den Krieg nicht aus Schwäche, sondern aus Dummheit und Überhebung verloren hat. Und weil ich das sehe, wird mir oft ein wenig bange, möchte ich das Wort von Karl Kraus wiederholen: die Kugel ist uns bei einem Ohr hinein und beim andern hinausgegangen. Ich verlange keine Zerknirschung, denn auf die folgt pünktlich die Überhebung. Aber ich möchte, daß man sieht, wo man steht. Ich verurteile das Aufhauen und Großtun im Ausland, ich verurteile die großen Auto-karawanen, die in die andern Länder nicht anders vorstoßen als unsere Panzereinheiten.

Das kommt daher, weil wir kein Ziel haben, weil der Westen kein Ziel geben kann, rief mein Freund. Der Osten experimentiert, er kümmert sich nicht um das Menschenleben, aber wir experimentieren nicht einmal, seit unser großes Experiment fehlgeschlagen ist! Die Freiheit der Angelsachsen ist für uns nicht erreichbar. Den Osten und sein Riesenexperiment lehnt du ab! Was sollen wir dann tun? Explodieren? In die Luft gehen? Wir müssen doch ein Ziel haben! Ein Wohlfahrtsstaat allein ist kein Ziel.

Ziel, warf ich ein, Ziel! Laß erst einmal die Vertriebenen unterbringen, laß alles Zerstörte aufbauen, laß eine gerechtere soziale Ordnung

einführen, laß uns feststellen, daß wir verloren haben und fragen, was wir in dieser Lage tun können, welche Möglichkeiten uns offenstehen.

Keine! rief mein Freund empört aus.

Warum keine? Glaubst du denn, dein Volk hat größere Möglichkeiten, wenn es vom Osten verschluckt wird? Dann werden die Russen anfangen, umzusiedeln, da werden sie im überbevölkerten Europa Platz schaffen und Arbeiter für die Bergwerke Sibiriens, für die Urbarmachung der Tundren holen. Da hast du dann Aufgaben! Große Aufgaben! Sie halten sich heute noch ein wenig zurück, denn es gilt, den andern Teil Deutschlands zu gewinnen, jenen, von dem du nichts mehr wissen willst, weil er auf der Seite Amerikas steht, weil sich die Deutschen im Westen würdelos gegenüber den Amerikanern benommen haben. Aber ich kann dich trösten: sie haben sich genau so würdelos vor den Russen benommen, sie haben den Namen Stalin tausendmal öfter im Munde geführt als den Trumans und Eisenhowers. Aber wenn sich die Russen dann vor gar niemandem mehr zurückhalten müssen, weil ihre Sache schon ganz entschieden ist, dann wirst du sie erst wirklich kennen lernen. Nicht die Russen, aber die Männer, die heute Rußland regieren! Wer soll ihnen dann widersprechen, wer soll ihrem Experiment eine Grenze setzen? Da wird es auf ein Volk mehr oder weniger nicht ankommen.

Heute, fuhr ich fort, streiten sich die Deutschen, wie man bei der Post grüßen solle, stramm oder leicht und lässig. Sie wollen alles vermeiden, was irgendwie an Kommiss und Barras erinnern könnte, wahrscheinlich wird man den Soldaten anempfehlen, zuerst einmal die Hände in die Taschen zu stecken. Als ich das unlängst las, dachte ich an die alte Definition: Salutieren heißt, sich beim Anblick eines Vorgesetzten an den Kopf greifen. Aber das sind Dummheiten, die vergehen. Ich hatte unter den Büchern meines Großvaters drei Bände aus der Frühzeit der Fliegenden Blätter, etwa aus den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, zwischen 1848 und 1866: General Rockschössels Erinnerungen, illustriert von Spitzweg, Schwind und anderen Zeichnern der damaligen Zeit. Da wurde die Gemütlichkeit der damaligen Bundestruppen verhöhnt. Das kann sich wiederholen. Aber es wird nicht lange dauern, dann wird auch das seine Form finden.

Ich warte nur, sagte mein Freund, daß du jetzt den „toten Preußen“ angreifst.

Du wartest vergeblich. Du bist mir ein seltsamer Langhaariger! Die haben sonst nur einen Erbfeind: die Preußen! Ich habe zu dir einmal gesagt, ich glaube es war in Rußland: Wenn schon Soldat, dann preußischer! Du siehst heute bei den Russen einen Rest von dieser untergegangenen Welt: die absolute Strammheit, den vollkommenen Gehorsam, die alte, dir liebe Form. Nicht alle Deutschen haben sie gern. Vielen im Westen war sie fast unerträglich. Manche hatten sich mit ihr versöhnt, da sie wußten, daß man sich auf sie verlassen konnte. Aber Goethes Mutter sah lieber die leichten, flinken, gewandten Franzosen als die stocksteifen Preußen. Wahrscheinlich konnten die gar nicht anders sein, sonst hätten sie es nicht geschafft. So sind sie groß geworden! So haben sie das Wunderbare geleistet — und so haben sie es . . .

Mein Freund unterbrach mich: Nicht die Preußen! Nicht die Preußen!

Also der Österreicher Hitler! Der hat sich nicht in die Preußen und die Preußen haben sich nicht in ihn finden können, trotz gegenseitiger wohlwollender Versicherungen. Aber das eine wirst du mir nicht abstreiten können: die Preußen haben die Deutschen zuviel erzogen, sie haben sie unselbständig gemacht, sie haben sie zu sehr am Gängelband geführt. Die Deutschen haben es unter ihrer Führung verlernt, selbständig zu gehen, selbständig zu denken, aus freiem Entschluß zu handeln. Vielleicht erscheinen dir deshalb die Russen annehmbar. Aber man kann sagen: welch ein Glück, daß die Russen die Ostdeutschen so behandelt haben! Es werden doch einige immer da sein, die sich daran erinnern. Und weil die Russen im Osten so mit den Menschen umsprangen, haben sie dem deutschen Westen mit den Vertriebenen das wirksamste Gegengift eingegeben. Unter den Vertriebenen wirst du keine langhaarigen Rußlandswärmer finden. Die wissen, was sie zu erwarten haben, die kennen den Unterschied zwischen Versprechen und Verbrechen.

Mein Freund rief: Das wird vergessen werden! Du rätst mir doch selbst, zu vergessen, was mir die Amerikaner angetan haben.

Das kannst du wirklich nicht vergleichen, widersprach ich. Wärest du bei den Russen als SS-Offizier durch soviel Lager gezogen worden, von dir wäre nichts mehr übrig. Oder wenn — ein Skelett im Polarkreis.

Lieber ein Skelett im Polarkreis als mein Leben lang ein Staatsbürger zweiter Ordnung. Lieber in Armut verkommen, denn als armer Hund unter reichen Autofahrern leben!

Nun also! Jetzt ist es heraus! Gekränkter Ehrgeiz! Zurückgesetzt-fühlen! Nicht zum Zuge kommen! Im Schatten stehen müssen! Keine Gerechtigkeit anerkennen, die für dich keine Gerechtigkeit ist!

Ja, auf diese Gerechtigkeit und auf diese großartigen Hilfen pfeife ich! höhnte mein Freund.

Dann pfeife nur, solange man dich hier bei uns pfeifen läßt! Drüben würde dir das Pfeifen vergehen. Ich bin oft an Grenzübergängen gestanden und habe mir die Menschen drüben angesehen. Ich habe es nie lange ausgehalten, weil ich mich geschämt habe. Da stehst du in Sicherheit und gaffst denen drüben ins Gesicht, wie weit es schon mit ihnen gekommen ist! Dir dauert es bei uns zu lange. Bedenke, daß ein Topf schnell zerbrochen, aber daß er nur langsam zusammenzukitten ist. Scherbe für Scherbe! Und störe die Männer nicht, die sich dieser gewiß nicht schönen und auch nicht sehr ehrenvollen und leuchtenden Aufgabe unterziehen müssen. Bedenke, welche Leistung unsere Flüchtlinge in den Baracken und Lagern vollbracht haben: sie haben in der Not und im Elend Widerstand geleistet, sie haben nicht auf die Verlockungen gehört, die sagten: Geht doch hinaus und nehmt denen etwas, die noch etwas haben, so wie man es euch genommen hat! Weißt du, diese Menschen haben hundertmal mehr geleistet als alle Langhaarigen drüben und als alle gekränkten Helden herüber!

Das hat noch gefehlt, daß du dich nicht mehr auf unsere Seite stellst! Daß du tust, als gehörtest du nicht mehr zu uns! Daß du alle gemeinsam überstandenen Gefahren vergessen hast! Daß du dich nicht mehr an den Winter, an den furchtbaren Winter in Rußland erinnern willst! brauste mein Freund auf.

Ich gehöre zu euch! Ich vergesse nicht die Kameraden und ich vergesse nicht die Gräber in Rußland, in Polen, in Frankreich, in Ungarn und in Afrika! Überall liegen unsere Kameraden, alle haben sie ihre Pflicht treu bis zu ihrem Tode erfüllt. Weil es solche Soldaten waren und weil wir uns auch heute noch voll Stolz zu ihnen zählen, hat es solch ein Gewicht, ob wir für die Freiheit stehen. Und wenn unsere Soldaten unsere Haltung, unsere Treue und unseren Opfermut übernehmen, dann werden sie allein durch ihr moralisches Gewicht entscheiden, wo Deutschland steht! Im Grunde weiß das die Welt. Genügt dir das nicht? Bist du nicht stolz darauf? Willst du dir wirklich vom Osten eine Ehre erwarten, die er dir nicht geben will und nicht geben kann? Bleibt es nicht bei der Bitte, die so viele deutsche Soldaten am Ende des Krieges vergeblich aussprachen: die Front im Osten halten zu dürfen! Die Aufgabe erfüllen zu können, die unseres Volkes Aufgabe durch Jahrhunderte gewesen ist! Es geht doch nicht um dich allein, es geht um uns alle, es geht um die Freiheit der Welt!

Anmerkung

Reinhold Schneider, Schriftsteller, Dr. phil. h. c., Dr. jur. utr. h. c., geb. 13. Mai 1903 in Baden-Baden, Ehrendoktor der Universität Freiburg Br. und Münster, Droste- und Longfellow-Preis, 1952 Ritter des Ordens Pour le mérite Friedensklasse, Mitglied der Bayerischen Akademie der schönen Künste, München, der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz.

Manfred Hausmann, Schriftsteller, Dr. phil., geb. 10. September 1898 in Kassel, Gymnasium Göttingen, Universitäten Göttingen und München, Heidelberg, 1923 Kaufmannslehre in Bremen, 1924—1925 Schriftleiter der *Weser-Zeitung*, 1929—1933 und 1945—1951 Mitglied des Gemeinderats Wörpswede, 1939 bis 1940 Soldat, 1945—1952 Schriftleiter am *Weser-Kurier*, Bremen.